

Die Lampe

Autor(en): **Monfreid, Henri de**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift**

Band (Jahr): **40 (1936-1937)**

Heft 23

PDF erstellt am: **21.07.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-672541>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

menstellungen hervor wie kaum irgendwo auf der Welt. Auch hier sorgt der Golfstrom dafür, daß es im Winter nie so kalt wird wie etwa in Stockholm oder Berlin; das ganze Jahr hindurch können die Schafe im Freien weiden. Ein wirkliches Märchen ist die Fahrt entlang der Außenseite, der „Lofotenwege“, deren riesenhohen, zerrissenen Bergwänden gegenüber unser Schiff wie eine Rußschale erscheint.

Schon vor tausend Jahren werden die Fischplätze am Vestfjord in der Literatur erwähnt und als die reichsten in der Welt bezeichnet. Der Fischreichtum hat angeblich abgenommen, ist aber noch immer ungeheuer groß. Noch vor wenigen Jahren wurde in der nur ein Vierteljahr dauernden Fangperiode von Ende Januar bis April die Riesemenge von 120 Millionen Kilogramm Dorsch — etwa 40 Millionen Fische — gefangen.

Ein kleines Motorboot führt uns in früher Morgenstunde zum Fangfeld hinaus. In langen Reihen liegen unzählige Fischkutter und Angler. Soweit das Auge reicht, ein braunes, sturmzerzaustes Segel neben dem andern, ein unübersehbarer Wald von Masten. Noch herrscht eigentümliche Stille und Bewegungslosigkeit — die Stille vor dem Sturm.

Plötzlich hallt ein Kanonenschuß vom „Opshnsfartöi“, dem Inspektionschiff, und im Nu kommt Leben in das Bild. Die Netze sind schon am Tag zuvor angelegt worden, doch niemand darf am Morgen den Fischfang beginnen, ehe der Startschuß oder ein Flaggsignal die Erlaubnis gibt. Die Netze liegen ja so nahe nebeneinander, daß irgend eine Kontrolle unmöglich ist, solange nicht alle Fischer sich eingefunden haben. Doch jetzt wird bis zum Abend jede Minute ausgenutzt.

Es ist ein harter Kampf, bei dem viel Blut fließt. Ein Dorsch nach dem andern — oft große, prächtige Tiere — wird mit Netz oder Leine an Bord geholt; bis zu den Knöcheln waten die Fischer im Blut, besonders, wenn nach Beendigung des Fanges die Zubereitung der Fische beginnt. Zumeist erlaubt auch der Seegang gar nicht, zu lange in der Schlachtlinie zu verbleiben.

Unvergeßlich ist der Anblick der heimkehrenden Fischerflotte. Dampf rollen die Motoren, deren Echo von den Gebirgen widerhallt. Gelbe, rote und grüne Lichter blitzen von den Masten der Kutter. Hunderte, ja Tausende von Schiffen kehren fast zu gleicher Zeit vom Fangfeld heim. Im Hafen liegen die großen Auffläuferboote bereit, die aus dem ganzen Lande herbeigeeilt sind; in der Stadt wimmelt es von Händlern, Handwerkern, Laienpredigern, Wahrsagern, Homöopathen und einem ganzen Heer von Mitläufern. Das stille Städtchen Svolvær ist nicht wieder zu erkennen. Neun Monate liegt es alljährlich im Schlaf; doch jetzt, wenn der Dorsch am Vestfjord laicht, dann ist es eine Weltstadt. Die Hotels sind überfüllt, in den Kaufläden und bei den Frisören drängen sich die Wartenden; die angesehene Zeitung „Lofotposten“ geht mit großer Extraauflage über das ganze nördliche Norwegen hinweg.

Der Lapplandexpress führt uns von Narvik nach dem Süden — doch er führt uns nicht zur Wärme. Je weiter wir uns vom Golfstrom entfernen, je mehr wir vom Ofotensfjord in die Gebirge hinaufflettern, um so kälter wird es. Bei Riksgränsen kommt noch einmal ein Stück wirklich arktischer Natur — kahle Schneeberge ohne irgendwelchen Baumwuchs, ohne menschliche Siedlungen. Unendlich weit erstreckt sich vor unseren Augen das Reich der Lappen und der Rentiere.

Recht eigenartig mutet uns der Gedanke an, daß eine der modernsten Bahnen der Welt uns durch die Einsamkeit Lapplands hindurchführt —, daß die unnahbaren Hochgebirge durch eiserne Schienen in Ketten geschlagen wurden und daß der Wasserfall von Porjus seine Kraft dazu hergeben muß, um Tag für Tag Hunderte von schwerbeladenen Erzwaggonn von den Eisenbergen in Kiruna oder Gällivaara nach Narvik zu befördern.

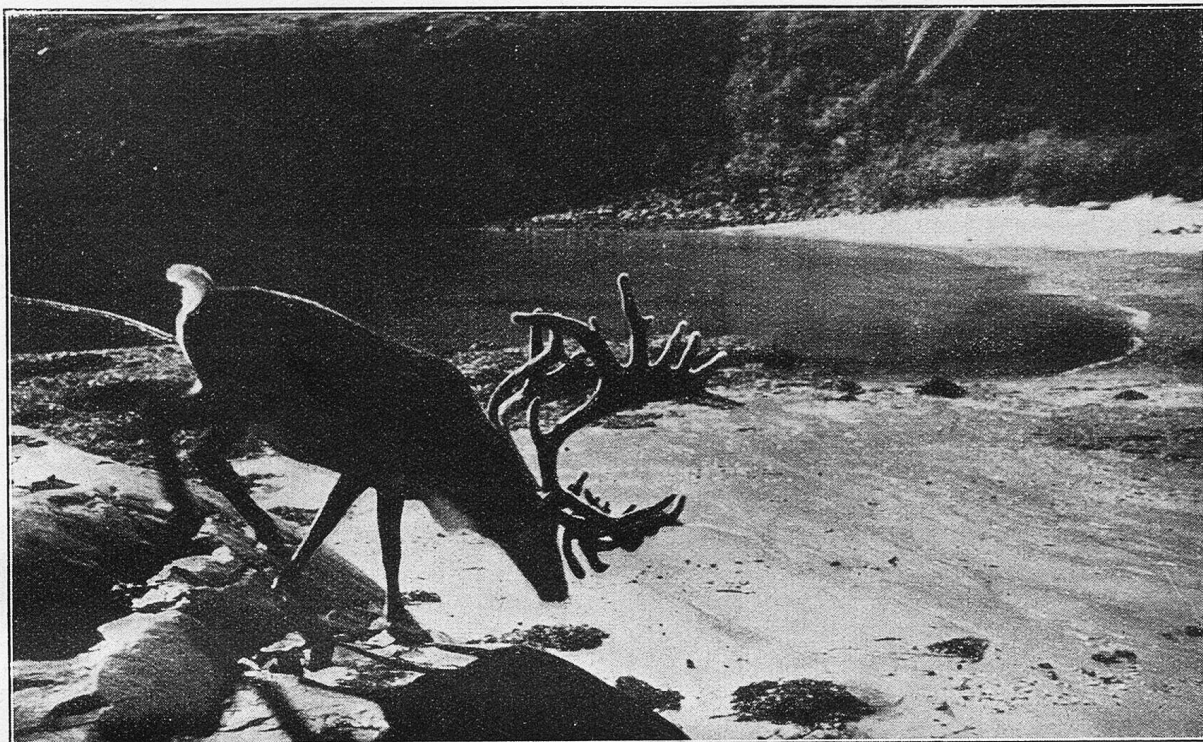
Je weiter wir in Lappland eindringen, umso mehr müssen wir uns in die Pelze einhüllen, wenn wir auf einer Station die prächtigen Schlafwagen des nordschwedischen Express verlassen. Fast wehmütig denken wir an das Eismeer zurück, an Nordlicht und Lofotensfischer.

Die Lampe.

Von Henri de Monfreid.

Rhodera war eine steinalte Frau. Sie lebte seit langem in einem kleinen Fischerdorf im Dan-kali, jenem Landstrich voll Unsegen, in dem der Regen das Wüstenland nie ergrünen läßt und

das an ein Meer grenzt voll schleimiger Muscheltiere. Die Bewohner der Gegend fühlten sich zwar nicht unglücklicher als anderswo, trotzdem sie täglich neu den Kampf mit Wind und Hitze auf-



Ein Elch beim Morgentrunke in der Nähe des nördlichen Eismeer.

nehmen mußten, der auf ihrem Dasein brütete. Sie liebten ihre Scholle und verschanzten sich dort mehr und mehr durch ihre zahlreiche Nachkommenschaft.

Die Geschichte passierte vor langer Zeit, aber sie könnte auch erst heute geschehen sein, denn nichts ändert sich im Lande der Dankali.

Die alte Rhodera hatte kein Alter mehr. Man hätte glauben können, Jahrhunderte seien an ihr vorübergegangen, wenn es auch nur unzählige Jahrzehnte gewesen waren. Sie hatte jene Gestalt einer Mumie, an der es keine Veränderung mehr gibt. Immer die gleiche Vertrocknete, die nie jemand anders gesehen hat.

Rhodera ist einmal in dieses Land gekommen, als alle Alten des Dorfes noch blutjung waren. Die erinnerten sich noch irgendwie, daß sie Kinder gehabt haben sollte, dort unten in Arabien, aber das war alles in der weiten Welt verschwunden, untergegangen, gestorben. Vom Tod ist die Alte vergessen worden, und dank einer schicksalshaften Lebenseinstellung hat auch sie ihn vergessen.

Die alte Araberin — man erkannte ihre Rasse an der braunen Haut, den knöchigen Gesichtszügen — hatte noch eine Spur orientalischer Schönheit an sich. Sie wohnte in einer Hütte, abseits des Dorfes, auf einem versandeten Hoch-

plateau, an dem niemand vorüberging, weil es nirgends hinführte. Nur die Tiere verzogen sich dorthin, die verenden wollten, das heißt, wenn sie noch die Kraft hatten, sich dorthin zu schleppen, und manchmal schleppte man eine Ziegen- oder Eselsleiche auf diese natürliche Terrasse, von der der Wind den Totengeruch emportrug, ins Blau des Meeres. Das aber störte die Alte nicht. Jeder hatte seine besonderen Geschäfte.

Nur wenn die Hyäne allzusehr heulte, hörte man Rhodera in ihrer Hütte auf eine Blechtrommel klopfen.

Rhodera ging ganz gebeugt, aber wenn sie wollte, konnte sie auch aufrecht gehen. Jeden Tag zur selben Stunde ging sie den gleichen Weg ins Dorf. Am gleichen Ort blieb sie täglich stehen, murmelte dieselben Laute, machte dieselben Verneigungen und sammelte dieselben Almosen in den gleichen Häusern. Sie gehörte zu den Dingen, an die man sich gewöhnt hat und solche hatte man in der Wüste notwendig. Die Form eines Felsens, ein abgestorbener Baumstrunk, eine alte, verfallene Mauer, ja auch die Alte, alle diese Dinge wurden Freunde, denn man war sicher, daß sie wiederkehrten und all ihre Schattenbilder wurden unentbehrlich in dieser grauenvollen Wüsteneinsamkeit.

Deshalb hatte man unwillkürlich auch die alte

Rhodera lieb. Jeder gab ihr was und schätzte sich barmherzig. Wenn es auch sehr magere Almosen waren: der Kopf eines Huhnes oder dessen Füße, eine Handvoll Körner, ein Fisch, ein bißchen trockenes Holz. Nie war es Zucker, nie Tee, und gerade darauf hätte die Alte so Lust gehabt. Aber diese Lust war schon so lange während, daß sich dieser Traum mit vielen andern langsam in ihrem Gedächtnis zu verlieren begann. Mit vielen andern. Mit jenen, da sich die Sultane um den sammtnen Blick ihrer Augen stritten? Und Großvater Bazerah...? Aber das würde zu weit ins Märchenleben dringen, ins Leben der Rhodera.

Die Almosen waren also sehr mager, aber sie genügten ihrem armen Leben, ihrer Felseneinsamkeit, die der der Krokodile glich, die jahrhundertlang auf die Rückkehr des Wassers in eine vertrocknete Mulde warten. Sie aber wartete auf nichts. Sie lebte fern der Welt das stille Leben ihrer gleichfalls vertrockneten Seele, die in den Grund ihres Herzens zusammengeschrumpft schien, gleich einer Blume, die zwischen den vergilbten Seiten eines Gebetbuches liegt. Eines Buches, das niemand mehr liest.

Wer sollte auch mit der Frau reden, aus der wohl kaum noch Menschenlaute vernehmlich sein konnten. Man sah ihr nicht einmal gern in die Augen, Augen von jenem verschwommenen Blau, wie es die Neugeborenen hatten. Sie schienen sonderbare Dinge zu sehen, aber man fühlte, daß diese Dinge tot waren. Aber je dunkler ihr Leben wurde, je heller leuchteten sie wie über einem Heiligtum der Erinnerungen, an denen noch die alten Goldverzierungen hafteten.

So war Rhodera also froh, fröhlich für sich allein; wer sollte sie sonst begreifen? Sie lebte in ihrer Hütte in einer Regelmäßigkeit, die die Sterne zu leiten schienen, der Rhythmus von Ebbe und Flut oder die Phasen des Mondes. Das Innere ihrer leichten Wohnung, die Palmblätter umhüllten, war in peinlicher Ordnung. Drei leere Kisten enthielten die Dinge, die ihr lieb waren. Da lagen einige Gewänder darin, die sie zu gewissen Zeiten anlegte, die aber alle so alt und verblichen waren, daß niemand bemerken konnte, wenn sie das Gewand wechselte, aber sie gaben immer noch einen malerischen Rahmen für ihr trotz aller Runzeln ebenmäßiges Gesicht.

Ein großes Ereignis sollte noch das Leben dieser Schattengestalt aufwirbeln; eines Tages, als sie ins Dorf ging, fand Rhodera im Sand ein

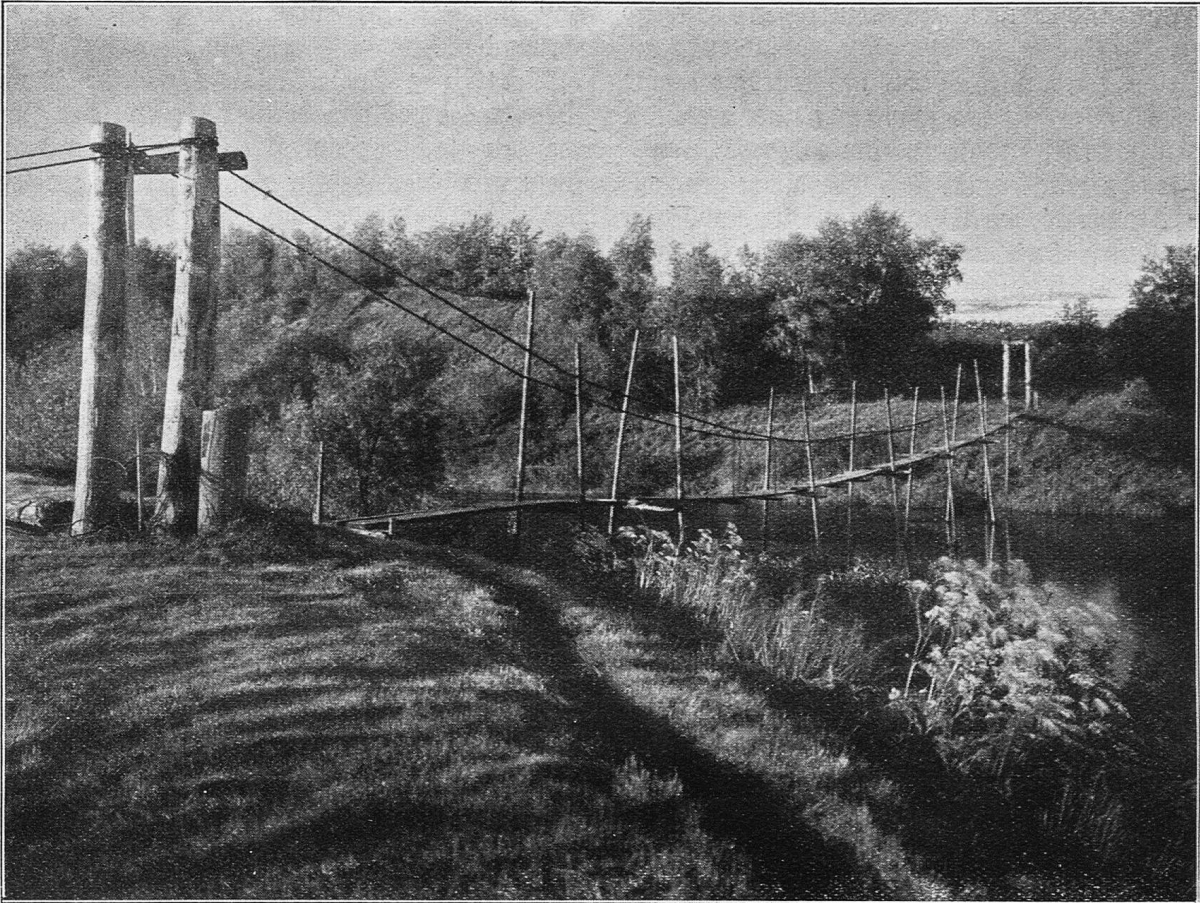
Zehn-Sous-Stück. Rhodera blieb stehen. Ihre Knie zitterten vor Erregung. Sie mußte sich hinsetzen, um Atem zu schöpfen. Dann knüpfte sie den Schatz in einen Zipfel ihrer Moklama und kehrte heim in ihre Hütte.

Das Dorf glaubte an jenem Tage, da sie nicht kam, sie sei gestorben. Man schickte ein kleines Mädchen zu ihr. Nein, sie war nicht tot, sie bereitete sich vor, große Dinge zu tun. Was bedeutete doch ein Zehn-Sous-Stück in der Hand derjenigen, die alle Hoffnung, je noch einmal gezuckerten Tee zu schlürfen, aufgegeben hatte. Sie mußte diesem Schatz alle Ehre antun.

Vor allem, der Stolz ins Dorf zu gehen, in den Doukan, um einzukaufen, was ihr nur gefiel. Sie nahm aus der Kiste die kleine Petrollampe einer bessern Zeit. Dafür legte sie die leere Tomatenbüchse hinein, in deren Deckel ein Loch für den Docht gemacht war. Nun würde sie eine Nacht Petrollicht erhalten, mit rauchender Flamme, mit zitternden Aschenflöckchen. Welcher Reiz in ihrer Hütte. Ja, so glücklich war Rhodera, daß sie sich den Luxus der Petrollampe zu ihrem Teefest leisten wollte. Sie kaufte für zwei Sous Zucker, für zwei Sous Tee, für einen Sous Petroleum, den sie sich in ihre Lampe einschütten ließ, für vier Sous Hirsengebäck und für einen Sous Weihrauch.

Mit so reichen Vorräten beladen, die Lampe in ihr Sembil gewickelt, ging sie heim. War es etwa der schönste Tag ihres Lebens?

Sie erwartete die Nacht. Denn ein Fest, ein richtiges Fest wurde nachts gefeiert. Den ganzen Tag betrachtete sie ihr Zuckerschüsselchen mit dem Pulver, die kleinen Kuchen und die Lampe, die ihren dunklen Loukoul in einen erleuchteten Palast verwandeln mußte. Endlich senkte sich die Sonne. Rhodera saß vor ihrer Türe und wartete, bis die Stunde versank, die die Kinder ins Nest trieb. Als der Gebetsruf des Acha ertönte, sagte sie sich, es sei Zeit, das Fest zu beginnen. Sie tastete nach den Zündhölzern, die sie seit Monaten unbenützt verborgen hatte und entzündete die Lampe mit zitternder Hand. Welche Freude für sie, den kleinen Lichtkegel zu betrachten, der ihren Teppich beleuchtete, während draußen alles dunkel war. Sie fühlte sich daheim. All die armseligen Dinge ihrer Hütte sah sie in neuem, fröhlichen Glanz. Sie streute ein bißchen Weihrauch auf eine mit Petrol begoffene Kohle und der Duft verzog sich mit dem weißgelockten Rauch in zauberischen Schleiern durch ihre Hütte. Ihr Eingeborenenherz wurde milde und überzog sich



Primitive Brücke aus der Lappenmark Nordfinnlands bei Tetsamo.

mit Bildern des Wüstenzaubers. In einer Ecke zwischen den Herdsteinen glühte ein kleines Feuerchen. Der Kibbi begann zu singen, das Teewasser wird gleich kochen. Die Alte beugte sich nieder und goß vorsichtig den Zucker ein. In glitzender Kaskade sank er ins lustig brodelnde Wasser. Auf einer der leeren Kisten hatte sie anstatt eines Tischtappichs ein buntes Gewand gezogen. Dort tischte sie sich die bunte Teeschale, legte die Kuchen auf ein Blumentellerchen, vergaß die Welt um sich und war glücklich . . .

Draußen wanderte ein Mensch durch die Nacht. Er wandte sich gegen das Plateau, wohin sonst niemand ging. Er war betrunken von der Doma, die er da unten in der Palmenbrennerei getrunken hatte. Dort bei diesem verkommenen Molah, der schon so viele Palmen zerstört hatte, um das saure Getränk herauszuzapfen, das nach dem Brennen die Menschen verrückt macht.

Wie von einem Instinkt getrieben, wäre der Mann ins Dorf gelangt, wenn ihn nicht das Licht in Rhoderas Hütte abgelenkt hätte. Nun schwankte er gegen das Hüttlein. Er guckte durch

das Blattwerk der trockenen Deckblätter und sah, wie die Alte den Tee servierte. Mit der Achsel stieß er die Türe auf, und nun stand er inmitten der Hütte und lachte aus vollem Halse, weil er sich freute, von seinem dunklen Pfad ins helle Licht getreten zu sein. Die Alte konnte die Wirklichkeit noch nicht fassen. Sie träumte noch ein bißchen ihre blassen, kleinen Träume, die ihren Abend so mild gestalteten.

„Gib mir zu essen,“ sagte der Mann, indem er die Tasse nahm und den heißen Tee schlürfte, den süßen. In einem Augenblick war alles verschwunden: Tee, Kuchen, Zucker . . .

Die Alte stammelte, sie habe nichts mehr.

„Du lügst, eine Hütte mit Lampe, Weihrauch, Zuckertee muß noch andere Vorräte haben.“ Er riß die Kisten um, schüttelte die alten Gewänder, leerte die kleinen, selbstgeflochtenen Körbchen mit ihren armen Habseligkeiten, die jene zu Tränen rühren mußten, die um ihren Wert wissen. Er warf alles auf einen Haufen und begann zu lachen.

„Also, nachdem du nichts zu essen hast, so tanze.“

Welche Idee eines Wahnsinnigen! Wie konnte diese Mumie tanzen, zähneklappernd und die Augen in dunkle Höhlen versunken.

„So, du willst nicht? Ich will dir zeigen, wie man Frauen tanzen lehrt, die trotzig sind.“ Er erhob seinen Stock und wollte nach ihr schlagen. Aber es brauchte nicht soviel. Die Alte war schon zusammengesunken vor Furcht. Eine Hyäne heulte in der Ferne. Der Mann erschrak. Einen Augenblick lang glaubte er, er habe die Alte getötet, er wußte nicht mehr, ob er wirklich zugeschlagen hatte. Aber die Hyäne heulte immer noch. Da wollte er fliehen. Er verhängte sich im alten Maflama, den die Alte über die Riste gebreitet hatte, und die Lampe, die umstürzte, er-

goß ihr Petrol in leuchtenden Streifen über das Gewand . . .

Der Mann floh. Verfolgte er eine schwarze Gestalt, die vor ihm herlief? Es war der Schatten, den die brennende Hütte vor ihn hinwarf . . . Sein verrücktes Gehirn glaubte, es sei ein Geist, der ihn als Mörder im Dorfe anklagen wollte. Er möchte ihn niederschlagen, zertreten . . . Dann verschwand der Schatten. In einen Abgrund, der sich gegen das Meer auftat, und der Betrunkene stürzte ihm nach. Die Wellen trugen bald die Leiche des Berruchten.

Oben auf dem Plateau stieg eine hohe Flamme in letztem Glanz gegen den Himmel und starb in einem flimmernden Sprühregen. Ein Windstoß trug ihn in unendliche Weiten, bis alles sich verflüchtigte im ewigen Schein der Sterne.

Die arme Witwe.

Schon viele Jahre dienst du fremden Leuten
Und knieest müde auf den Marmorstufen,
Derweil zu Hause in der dunklen Stube
Drei bleiche Kinder nach der Mutter rufen.

Liebkosend nehmen deine rauhen Hände
Abschied an jedem neuen Werktagsmorgen.
Dann eilst du fort, um kargen Lohn zu finden,
Und mit dir schreiten schweigend deine Sorgen.

Es ist oft schwer nur anderen zu dienen,
Wenn selber dich fast stündlich Pflichten mahnen.
Wie reich muß deine Seele sein im Geben!
Wer kann die Kräfte solchen Herzens ahnen?

Doch wenn am Abend draußen am Portale
Sechs Kinderaugen auf die Mutter warten,
Dann kommt ein lichter Schein auf deine Wangen,
Du wandelst glückerfüllt in Gottes Garten.

Und alle Pein und Not ist jetzt vergessen.
Was tust du doch für sie, so still ergeben!
Kein Mensch kann solches Heldentum ermessen,
Du opferst dich, auf daß die andern leben.

Alfons Wagner.

Um die Jahrmarktzeit.

Skizze von Selma Lagerlöf.

Wir sind im Oktober, und es ist Markt in Sunno, wie immer um diese Zeit. Am ersten Freitag im Oktober beginnt der Herbstmarkt. Jetzt wie immer, und er ist von dem schönsten Wetter begünstigt, was auch zum Herkommen gehört.

Aber nicht nur das Wetter ist schön, die ganze Natur ist wie zu einem großen Fest geschmückt. Die Birken stehen lichtgelb da, und in dem klaren Sonnenschein schimmern sie, als tragen sie ein goldenes Kleid. Auf den frisch gemähten Haferfeldern stehen die gehäuften Garben in zwei langen Reihen. Es sieht aus, als ob das ganze Tal von einem Kriegsheer besetzt wäre, dessen Soldaten in Mäntel aus Goldstoff gehüllt sind.

Die ganze Natur steht in Goldglanz. Ich sehe rotes Gold, mattes Gold, blankes Gold, wohin das Auge schweift. Die Sonne, die über den Himmel wandert, schien im Sommer wie halb geschmolzen, beinahe aufgelöst; jetzt ist sie in eine harte, feste Scheibe verwandelt, blank wie der Innendeckel einer Taschenuhr. Das Wasser im Teich ist nicht mehr trüb, all der grüne und rote Schleim, der es noch vor einem Monat deckte, ist nun weg. Die Oberfläche ist klar wie ein Spiegel, und in der Tiefe blinkt die gespiegelte Pracht von Ahorn und Vogelbeerbaum so farbenreich und herrlich wie die Schatzkammer eines Königs.

Es fügt sich auch sehr gut, daß die Natur gerade um die Jahrmarktzeit unsere Augen mit all